



**DER
KAMPF
UM
NEUE
TECHNOLOGIEN
UND UM
ALTES
PRESTIGE**

**EIN GESPRÄCH ÜBER BÜCHER, TECHNIK UND DIE ROLLE
DER DIGITAL HUMANITIES IM 21. JAHRHUNDERT**

Die Geisteswissenschaften lieben das Buch. Und das Buch liebt die Geisteswissenschaften. Doch seitdem das Digitale in Kulturen und Wissenschaften Einzug gehalten hat, YouTube- und Netflix-Abos den Bibliotheksausweis ersetzen, Tablets und Laptops in Klassensätzen gekauft werden, seitdem die „Digital Humanities“ das Feld betreten haben, sind auch die Geisteswissenschaften nicht mehr, was sie lange Zeit waren. Aber was sind sie noch? Und was genau sind „Digital Humanities“? Wie funktionieren sie als Wissenschaft? Können sie etwas von den traditionellen Geisteswissenschaften lernen? Und was passiert mit dem Buch? Darüber sprach Matthias Zimmermann mit Prof. Dr. Peer Trilcke, Germanist, Leiter des Theodor-Fontane-Archivs und Mitbegründer des Netzwerks für Digitale Geisteswissenschaften, und Prof. Dr. Heiko Christians, Medienwissenschaftler und Autor des Buches „Wilhelm Meisters Erbe: Deutsche Bildungsidee und globale Digitalisierung“.

Warum heißen die Digital Humanities eigentlich Digital Humanities?

Trilcke: Weil die Digitalisierung – das jedenfalls ist die These, die sich in diesem Begriff verbirgt – keinen Bereich der Humanities, also der Geisteswissenschaften, unberührt lässt, weil wir es also mittlerweile mit einem zusammenhängenden Komplex aus Fragestellungen, Methoden, Gegenständen, Umwelten des Digitalen in den Geisteswissenschaften zu tun haben.

Bereits in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gab es das sogenannte „Humanities Computing“, das aber im Wesentlichen den Status einer Hilfswissenschaft hatte. Mit der deutlich weiter reichenden Bezeichnung als „Digital Humanities“ gehen andere Ansprüche einher: In den Digital Humanities wird das Digitale zum Fundament – vielleicht auch zur zentralen Herausforderung – geisteswissenschaftlichen Forschens.

Christians: Es ist eine geschickte Begriffswahl. Man könnte ja in die totale Konfrontation gehen und Informatik draufschreiben. Das will man aber nicht. Dieser Begriff hier suggeriert noch, dass die Geisteswissenschaften in einer irgendwie umformatierten digitalen Variante an ihre eigene Tradition anschließen. Ob das stimmt, ist genau die Frage, über die wir jetzt reden. Ist das so oder ist das einfach eine geschickte Rhetorik, um einen Bruch zu kaschieren, der da aber durchaus vorliegt oder stattfinden muss bzw. soll? Es wird immer über die Ungenauigkeit oder die Willkür der Phrase von den „Digital Humanities“ geschimpft – für mich ist das eine geschickte Benennung, die mehr Fragen aufwirft, als beantwortet. Was ja nicht schlecht ist.

Trilcke: Ich verstehe die Wortbildung als klaren Anspruch, an die Tradition anzuschließen. Anders als etwa bei Fügungen wie „Bioinformatik“ oder „Wirtschaftsinformatik“ kommt es zunächst einmal zu keinem disziplinären Bruch. Wir bleiben in den Humanities, wechseln nicht in die Informatik und doch gibt es ein anderes Vorzeichen. Was natürlich erhebliche Folgen haben kann.

Christians: Aber die Brüche werden in der amerikanischen Debatte sehr klar benannt: „Meaning“ und „Numbers“ sind die großen Themen. Themen, bei denen in den Geisteswissenschaften eben gar keine Fusion stattgefunden hat oder kein gemeinsames Bearbeiten. Dabei darf man nicht vergessen, dass die Humanities in den USA etwas anderes sind als die Geisteswissenschaften in Deutschland. Auch wenn sich die US-Amerikaner bei der Gründung ihrer Humanities an den deutschen Geisteswissenschaften orientierten, haben sie diese doch ganz anders angelegt – etwa mit einem verbindlichen Studium Generale für alle, mit einem „Center for Performing Arts“ oder einer gestifteten Sammlung auf dem Campus. Für die Geisteswissenschaften in der deutschen Tradition war das Buch die absolute Zielgröße. Daran hingen Praktiken des Umgangs mit Büchern, Lesetechniken, Wert(-ungs)fragen usw.

Die Digital Humanities gehen letztendlich mit Datenmengen um und versuchen, dazugehörige Praktiken auf der Seite der Geisteswissenschaften zu etablieren. Gleichzeitig geht es darum, dort an einer Art

Prof. Peer Trilcke



von älterer Legitimität zu partizipieren, ohne sofort der Informatik zugeschlagen zu werden. Ich glaube, das ist auch der Kampf um neue Technologien und um altes Prestige.

Trilcke: Aber es ist eben auch ein ungemein interessanter und sehr wichtiger Kampf: Worauf die Digital Humanities z.B. auch reagieren, was sie thematisieren und erforschen, ist die allgemeine Datafizierung der geisteswissenschaftlichen Gegenstände. Unser kulturelles Gedächtnis wird beispielsweise jetzt als Daten begriffen. Das ist eine irre Transformation, die da stattfindet, denn Operationen wie Internalisierung oder Aneignung, die mit Ideen des Gedächtnisses oder des Kulturerbes einhergehen, werden hier auf einmal schief, auch problematisch. Was diese Digitalisierung unseres kulturellen Gedächtnisses bedeutet – nicht nur für die Geisteswissenschaften, sondern gesamtgesellschaftlich –, wird mir noch zu wenig reflektiert, auch von den Digital Humanities.

Christians: Nun, die Naturwissenschaften leben davon, dass sie Fortschritte ausflaggen können, sie lösen in der Regel kein Problem zweimal. Es gibt einen Fortschritt, und auf dieser Basis können neue Probleme formuliert und wiederum gelöst werden. Die Geisteswissenschaften hingegen bewegen sich in einem permanenten produktiven Krisenmodus mit sich selbst. Sie stehen immer unter dem Druck, ihre Ergebnisse und Methoden zu legitimieren, ihre Objekte neu zu definieren – mal ist es die Weltgeschichte mit großen Ereignissen, mal die Mikrohistorie, mal eine berühmte Persönlichkeit, mal Ottonormalverbraucher, mal die Kunst, mal der Alltag, mal sind es die Eliten, dann die Unterdrückten. So wird permanent ein Krisenmoment hineingebracht, weil von außen der Eindruck entsteht, die Evidenz bzw. Relevanz des geisteswissenschaftlichen Zugriffs sei „jetzt“ nicht mehr gewährleistet.

Auf diese Krisenorientierung der Geisteswissenschaften reagieren die Digital Humanities, indem sie Methoden vorschlagen, die scheinbar die Art von Fortschrittlichkeit der Naturwissenschaften mit sich bringen. Einmal gelöste Probleme müssen nicht noch einmal gelöst werden. Das Verwalten, Speichern und Auswerten von Daten: Entweder es gelingt oder es gelingt nicht. Man drückt irgendwann den Knopf und es klappt – oder eben nicht. Damit wird an Problemlösungsstrategien und Rhetoriken der naturwissenschaftlichen und informatorischen Kulturen angeschlossen. Das ist schon ein Paradigmenwechsel, denn die Krisen der Geisteswissenschaften waren eben auch produktiv. Sie bildeten einen Spiegel und Motor gesellschaftlicher Prozesse. Denken wir an die Geschichtswissenschaften in den 1960er und 1970er Jahren, die nicht immer nur Schlachten- oder Diplomatiegeschichte schreiben wollten, sondern soziale,

Prof. Heiko Christians



großräumige Umschichtungen in der Gesellschaft in ihren Blick genommen haben. Diese Art von Irritierbarkeit der Geisteswissenschaften halte ich für etwas sehr Wertvolles.

Trilcke: Unbedingt! Tatsächlich stehen die Digital Humanities in meinen Augen derzeit noch vor der Herausforderung, diese begründenden Denkfiguren und -stile der Geisteswissenschaften wirklich einzuholen. Das mag damit zusammenhängen, dass sich die Digital Humanities immer noch stark auf Forschungslogiken der Natur- und Ingenieurwissenschaften beziehen. Auch die Orientierung von Teilen der Digital Humanities an der „Maker-Culture“, also dem Bauen von Anwendungen, Diensten, Tools, ist im geisteswissenschaftlichen Denkraum erst einmal ungewohnt. Da ist die Gefahr, beim Austausch in Sackgassen zu landen, leider groß. Dabei können die Digital Humanities, etwa auch in der Reflexion dieser Tätigkeiten, viel von den Geisteswissenschaften lernen.

Christians: Bemerkenswert ist, dass die Inhalte noch nicht automatisiert erzeugt werden sollen. Das meine ich gar nicht sarkastisch; es ist ja durchaus denkbar. Im Journalismus passiert das teilweise schon unter Aktualitäts- und Quantitätsdruck. Aber die Legitimität der Geisteswissenschaften beruht darauf, dass Forscherpersönlichkeiten mehrere Jahre lang ihre Ergebnisse – wiederum häufig schon aus Datenbanken – herausarbeiten. Das ist aber das Interessante, dass Geisteswissenschaften permanent ungenaue Erzäh-



lungen von exakten Gegenständen oder Abläufen generieren – und gerade durch diese Abweichungen tatsächlich erst Wissen schaffen. Daher rührt mein Vorbehalt gegenüber einer Bildungsstrategie oder -politik, die glaubt, über Anschaffungsoffensiven technischer Geräte mit Exaktheits- und Gerechtigkeitsgarantie in Schulen höhere Bildungsniveaus herstellen zu können. Doch Bildung entsteht nicht, indem Informationen effektiv an den Mann oder die Frau gebracht werden. Stattdessen muss man bei Mann oder Frau Irritationen erzeugen, Übertragungsleistungen provozieren, die ganz anders aussehen bzw. den Gegenstand anders aussehen lassen. Man muss die Lernenden unter anderem dazu bringen, sich selbst mit anderen, fremden Augen beobachten zu können – und zwar, indem sie Geschichten anderer Personen und Zeiten multiperspektivisch, aber zusammenhängend zur Kenntnis nehmen und diese dann ungenau auf sich selbst übertragen. Bildungsprozesse laufen über Unschärfen, Ungenauigkeiten und nicht über die exakte Versorgung mit Massen von Informationen oder über Schnelligkeit. Bestimmte Dinge lerne ich nur, wenn ich sie verlangsame. So wie ich anfangs, andere Dinge zu sehen bzw. überhaupt erst zu sehen, wenn ich einen Film in Zeitlupe abspiele. Bildungsprozesse und -institutionen sind eigentlich Verlangsamungsmaschinen. Sie bereiten die Schülerinnen und Schüler auf das Leben vor, auch und gerade indem sie sie davon abschirmen und bestimmte Prozesse verlangsamen. Wenn wir das aber mit einem Paradigma von technischer Effizienz, Schnelligkeit und Zugänglichkeit ausradieren, das eins-zu-eins mit der Welt da draußen identisch ist, verlieren wir etwas sehr Wichtiges.

Trilcke: Das Moment der Unterbrechung in diese Prozesse, in diese Praktiken einzubringen, ist bereichernd für jedwede Bildungsprozesse und Wissenschaft. Vielleicht sind solche Irritationen sogar eine geisteswissenschaftliche Kompetenz, die einzubringen wichtiger wird, je stärker sich die Informatik zu einer Leitdisziplin entwickelt. Also dass jemand sagt: Stopp, Pause, lasst uns doch kurz genauer auf die Fehler in den Prozessen blicken, auf das, was nicht funktioniert. Wir müssen auch auf die Bugreports der digitalen Maschinen achten. Oder auf die Daten, die man wegwirft, weil sie sich nicht prozessieren oder verstehen lassen. Auf das, was zu individuell ist, um Teil eines erkennbaren Musters zu sein. All das können durchaus Orte sein, wo sich in den „Numbers“ die Möglichkeit für „Meaning“ auftut.

Christians: In der Mediengeschichte gibt es immer wieder Phasen, in denen so eine Art „Datenübermenge“ erscheint: Als beispielsweise erstmals ein Buch gedruckt und nicht mehr von Hand kopiert wurde, waren sehr schnell riesige Mengen von ihnen verfügbar und die Gesellschaft musste lernen, mit diesen Datenübermengen umzugehen. Dafür mussten neue Techniken her. Was dann passierte, kann man als eine Art Skalierungswechsel beschreiben. Das lässt sich auf ganz vielen Feldern beobachten. So betreibt die Geschichtsschreibung seit einigen Jahren eine „Global History“, macht die Skala also ganz groß – Migrantenströme, Wirtschaftsprozesse usw. –, und gleichzeitig hat sie eine Mikrohistorie, die auf 600 Seiten einen Tag im Leben eines toskanischen Mühlenbesitzers rekonstruiert. Man sieht: Da wird ein Regler auf einer Skala hin und her geschoben. Genau das passiert gerade auch unter dem Stichwort „Digital Humanities“. Es ist nicht mehr ein Kanon von vielleicht 100 Büchern, die einer bestimmten kulturellen Hemisphäre zugerechnet werden. Stattdessen sagt man jetzt „Large Scale“ – da steckt das Wort Skalierung schon drin –, zieht auf und wertet „Google Books“ aus oder was auch immer. Also – nur für geisteswissenschaftliche Verhältnisse – riesige Datenmengen. Die Medienwissenschaft nun beobachtet, nach meinem Verständnis, wie Kulturen permanent gezwungen werden, mit anderen Dimensionen von Datenmengen umzugehen, und wie sie versuchen, dafür neue Praktiken und Legitimationen zu entwickeln. Das steht ihr auch besser als ein lautstarker Aktivismus unter kurzlebigen politischen Tagesparolen.

Warum hat die Öffnung der Humanities für das Digitale so spät eingesetzt? Waren oder sind sie widerständiger gegenüber dem Digitalen?

Christians: Im Zentrum der Geisteswissenschaften steht seit jeher nicht nur das Buch an sich. Es geht immer auch um „gut geschriebene“ Bücher (und um die Kompetenz, sie als solche zu erkennen). Heute schreiben in Deutschland fast nur noch Emeriti/Emeritae dicke lesbare Wissenschaftsbücher, weil sie die Zeit dafür haben, weil sie dem Geldeinwerbungsdruck und der Dauerreform in der Universität glücklich entkommen sind. Wenn ihre Bücher dann rezensiert werden, steht da fast als Erstes, ob sie gut oder schlecht geschrieben sind. Das ist ein eigenartiger Umstand in den Geisteswissenschaften, dass sie immer auch einen ästhetischen Mehrwert produzieren sollen. Eine Forschungsarbeit in diesen Fächern kann sehr informativ sein, doch wenn sie schlecht geschrieben ist, ist sie zwar nicht wertlos, aber nur eine unter ferner liefen. Dahinter verbirgt sich eins dieser diffusen Kriterien der Geisteswissenschaften, die sehr wertvoll, aber eben schwer in einen eindeutigen Prozess zu überführen sind.

Trilcke: Das sehe ich genauso. Die Operationalisierung des geisteswissenschaftlichen Diskurses, also im Sinne einer Formalisierung, ist eine Herausforderung, an der die Digital Humanities immer noch und vermutlich auch noch lange arbeiten werden. Das, was in den Geisteswissenschaften verhandelt wird, lässt sich nicht restlos formalisieren. Doch darum geht es auch gar nicht. Erst einmal geht es darum, dass es geisteswissenschaftliche Fragen gibt, die sich durchaus formalisieren lassen, gerade dann, wenn wir in die Large Scale ausgreifen, also große Korpora und Datenmengen analysieren. Und dann geht es eben auch darum, dass wir, die wir uns zu einem Großteil ja (auch) als Kulturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler verstehen, begreifen, dass unsere Kultur wie auch der Umgang mit kulturellen Artefakten heute von ganz neuen Logiken geprägt ist: etwa von der Logik der Codes. Ich finde es immer wieder inspirierend, mich mit den Informatikerinnen und Informatikern, mit denen wir in Projekten zusammenarbeiten, intensiv über Code auszutauschen: auf den Code zu schauen, ihn beim Operieren zu beobachten, ihn aber auch als eine Form von Schriftlichkeit und Sprachlichkeit zu begreifen.

Christians: Ich glaube, was Du sagst, ist in noch einer anderen Hinsicht wahnsinnig wichtig. Denn nach wie vor müssen Universitäten Eliten produzieren, die bloß nicht mehr so genannt werden sollen. Nur, dass diese Eliten nun nicht mehr aus den Geisteswissenschaften



DIE FORSCHER

Prof. Dr. Heiko Christians studierte Deutsche Philologie, Philosophie, Pädagogik und Niederlandistik an der Universität zu Köln. Seit 2008 ist er Professor für Medienkulturgeschichte an der Universität Potsdam.

✉ heikochristians@t-online.de



Prof. Dr. Peer Trilcke studierte Literatur, Medien, Skandinavistik und Philosophie an der Universität Kiel. Seit 2016 ist er Juniorprofessor für deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts mit dem Schwerpunkt Theodor Fontane an der Universität Potsdam, wo er seit April 2017 das Theodor-Fontane-Archiv leitet.

Außerdem ist er Sprecher des Potsdamer „Netzwerks für Digitale Geisteswissenschaften“.

✉ trilcke@uni-potsdam.de

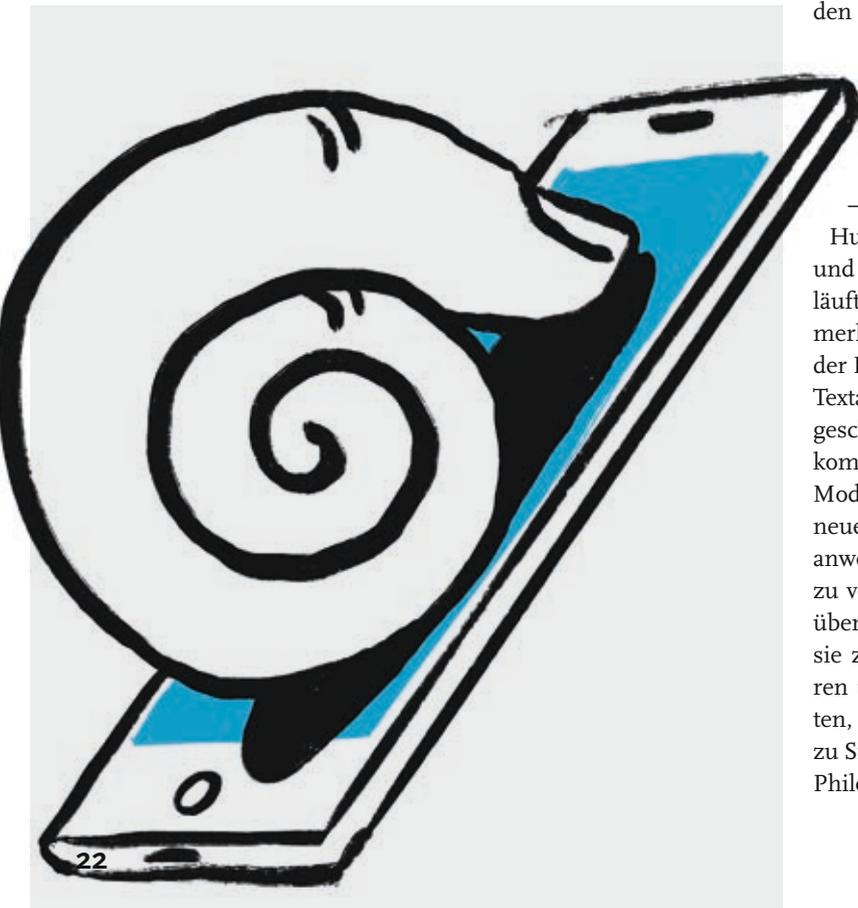
kommen, sondern dass wir – und da zeigt sich der Vorzeichenwechsel – sozusagen Programmiereliten bekommen. In den USA ist das schon länger spürbar, dort hatten diese Eliten viel früher ein enormes Prestige, aber selbst hier in Deutschland, wo wir ja eine 200-jährige Tradition darin haben, in den Geistes- und Sozialwissenschaften Eliten zu produzieren, leidet die öffentliche Wirksamkeit von Intellektuellen, wenn sie nicht gut in die neue technische Materie eingearbeitet sind – jedenfalls wenn sie sich zu Dingen äußern wollen, die von der Digitalisierung betroffen sind. Daher ist es ein durchaus logischer Schritt, die Geisteswissenschaften so umzubenennen oder so anzulegen, dass Programmieren/Coding darin eine Rolle spielt. Ich denke, die Digital Humanities sind auch ein erster Versuch, klassische intellektuelle Eliten mit neuen Programmiereliten zu fusionieren und die Umverteilung hoher Einkommen zu rechtfertigen.

Trilcke: Wobei das nicht der erste Versuch ist. Schon in den 1960er Jahren gab es mit der Informationsästhetik Ansätze, eine Computerisierung geisteswissenschaftlicher Fragen vorzunehmen – wenn auch damals nicht mit Cloud Computing, sondern noch mit Lochkarten. Doch das blieben einzelne Initiativen. Dass eine großflächige Digitalisierung in den Geisteswissenschaften letztlich deutlich später einsetzt als in manch anderer Disziplin, hat unterschiedliche Gründe. Zum Beispiel waren einige Disziplinen viel früher computerisiert, einfach weil ihre Gegenstände sich nur datenförmig beobachten lassen.

Christians: Die Beobachtung muss automatisiert werden, sonst kann sie gar nicht stattfinden.

Trilcke: Genau. Das ist in den Geisteswissenschaften eben nicht der Fall. Unsere Objekte sind erst einmal nicht datenförmig. Sie sind eher nebenbei – und auch zunächst nicht aus den Geisteswissenschaften heraus – datenförmig geworden. Eine Plattform wie Gutenberg.org beispielsweise, auf der rechtfreie digitale Texte veröffentlicht werden, war eine private Initiative. Da haben einfach ein paar Leute Bücher abgetippt und ins Netz gestellt. So wurden mehr und mehr Texte digital zugänglich. Irgendwann setzten dann die Digital Humanities an, als geisteswissenschaftliche Big Data-Analyse gewissermaßen. Diese datenförmigen Gegenstände eröffnen andere Möglichkeiten, etwa der formalisierten Mustererkennung, die ja auch etwas Befreiendes haben kann, weil sie all die hermeneutischen Vorurteile, auch die Sinnbedürfnisse hinter sich lässt, die das „Close Reading“ prägen. Und vielleicht verbergen sich ja in diesen großen Datenmengen, die die kleine, feine Textauswahl des Kanons weit übersteigen, andere Muster, die wir bisher nicht gesehen haben, weil wir unsere Nasen immer tief in das einzelne Buch gesteckt haben.

Christians: Da würde ich wahnsinnig gern die klassische Frage stellen: „Cui bono?“ Wem nützt das alles? Wer verliert und wer gewinnt? Technische Globalisierung ist ja keine Wohltätigkeitsveranstaltung. Die Historiker beispielsweise haben diese Quantifizierung ihrer Verfahren schon mehrfach durchlebt. In den 1970er Jahren etwa wurden für die Wirtschaftsgeschichte vermehrt Statistiken hinzugenommen oder für die Begriffsgeschichte Termini isoliert und deren Häufigkeit in großen Textcorpora nachgewiesen. Es blieb aber eine Vorarbeit für die eigentliche Arbeit – die historische Semantik – und letztlich eine Hilfswissenschaft. Die Digital Humanities wollen natürlich viel mehr sein als das und sind es möglicherweise bald auch. Aber wie verläuft diese Diskussion jetzt für die Philologien? Immerhin, könnte man sagen, hat Deutschland u. a. mit der Editionsphilologie und der philosophiegesättigten Textauslegung im 19. Jahrhundert einen Weltstandard geschaffen, der überall hin exportiert wurde. Jetzt kommt eine „Lab-Kultur“ aus Kalifornien, die dieses Modell irgendwie umformatiert, umdefiniert, mit neuen Technologien ausstattet und auf andere Fächer anwendet. Aber da gibt es hier bei uns ja auch etwas zu verlieren, oder? An amerikanischen Universitäten überleben die German Departments derzeit nur, weil sie z. B. mit den Ingenieurwissenschaften kooperieren und Deutschkurse für deren Studierende anbieten, die alle noch einmal ein Jahr nach Deutschland zu Siemens etc. wollen. Ich würde sagen, die deutsche Philologie-Tradition sollte sich ganz genau überlegen,





ob sie sich kommentarlos diese „Stanford-California-Tec-Lab-Kultur“ selbst überstülpt oder überstülpen lassen will. Das sollte zumindest diskutiert werden. An dieser neuen Kultur hängen nämlich auch vollkommen andere Vorstellungen von Tarifen, Stellen, Arbeitsverträgen, Anbindung an die Institution, Profitabilität, Hierarchien usw. Eine bestimmte deutsche Unternehmenskultur hing übrigens auch an der alten Struktur und Idee unserer Bildung. Für andere Länder scheint diese immerhin noch attraktiv zu sein.

Trilcke: Die traditionellen Philologien, die Geistes- und Kulturwissenschaften einfach durch Tech-Labs zu ersetzen – das wäre sicherlich Irrsinn, davor kann man die Universität nur warnen.

Christians: Es wird nicht reichen, sie davor nur zu warnen.

Trilcke: Das stimmt. Wir müssen deutlich machen, was auf dem Spiel steht. Digital Humanities sind Humanities, sind Geisteswissenschaften. Und unsere Gesellschaft braucht diese Orte und diese Institutionen der geschichtsbewussten, der theoretischen, auch der philosophischen Reflexion – der Unterbrechung, wie Du das genannt hast. Die Digital Humanities bauen darauf auf. Ohne dieses Fundament sind sie nur Data Sciences. Uns geht es ja aber um etwas anderes. Wir wollen die geisteswissenschaftlichen Disziplinen erweitern: in den Methoden und in den Gegenständen,

aber auch in den Reflexionsmodi und den interdisziplinären Hallräumen. Der Diskurs und die Diskussion zwischen informatischen Disziplinen und Geisteswissenschaften ist gesellschaftlich relevant. Wir können die Datafizierung unseres kulturellen Gedächtnisses, die ja stattfindet, nicht Google überlassen.

Christians: Stimmt. Aber wir alle erleben schon, wie die Bearbeitung, Verwaltung und Nutzung kultureller Gedächtnisse zunehmend datafiziert und digitalisiert werden. Also noch einmal: Was macht das mit unserem kulturellen Gedächtnis? Früher gab es dieses Zigarrendöschen aus Holz mit 50 Fotos drin, die immer wieder rausgeholt wurden, wenn Besuch kam. Dann lagen sie auf dem Tisch und man erzählte Geschichten – über Onkel Otto und wie wichtig oder lustig der war. Mittlerweile haben wir Tausende Fotos auf dem Laptop oder Smartphone in diesen gelben, schlecht oder gar nicht beschrifteten virtuellen Ordnern oder uferlosen Galerien. Und wenn wir jemandem ein Bild von einer Feier, einem Kind oder einem neuen Auto zeigen wollen, finden wir es nicht. Genau das spielt sich ja auch im Großen ab. Man sieht, dass Institutionen ihre Bestände digitalisieren und nicht mehr darauf zugreifen oder erst jemanden einkaufen müssen, der das dann wiederum kann. Der hat dann aber keine Idee, was er damit machen könnte, weil er die Geschichte der Institution nicht kennt oder einfach keinen interessanten Kontext des Zeigens zu konstruieren in der Lage ist.

Diese Sicherung des kulturellen Erbes ins Digitale klingt überhaupt erst einmal unglaublich gut, bringt aber einen Haufen Probleme mit sich, glaube ich. Im Übrigen: Wenn das so sicher wäre, würden nicht Kopien der wichtigsten Dokumente unseres kulturellen Erbes auf Mikrofiche in irgendwelchen Bergwerkstollen der Republik liegen ... Aber selbst wenn die Daten absolut sicher und schnell zugänglich sind, muss man doch so mit ihnen arbeiten, dass sie in irgendeiner Weise für die Gegenwart lebendig werden, muss man sie in eine Wechselwirkung mit den aktuellen gesellschaftlichen Prozessen bringen. Man hat oft den Eindruck, es ist eher ein Off, ein digitales Off.

Trilcke: Kultur ist immer schon wesentlich latent, geprägt durch ein immenses Speichergedächtnis, in dem das ruht und lagert, was gerade nicht relevant ist. Eine Institution, wie das Theodor-Fontane-Archiv, (das ich leite,) ist ja nicht zuletzt für genau solche latenten Objekte zuständig: also für Objekte, die gerade nicht in der Kultur zirkulieren, die aber abrufbar sein sollen, weil sie Potenzial haben, als Versprechen auf die Zukunft. Und natürlich müssen sich gerade die digitalen Archive ständig fragen, was noch in ihre digitalen Speicher aufgenommen werden soll – und was vielleicht ganz vergessen werden darf: „kassieren“, also „aussondern“ oder sogar „wegwerfen“, nennt man das im Archiv-Jargon. Das machen Archive seit Jahrtausenden. Und das muss es auch für Digitale

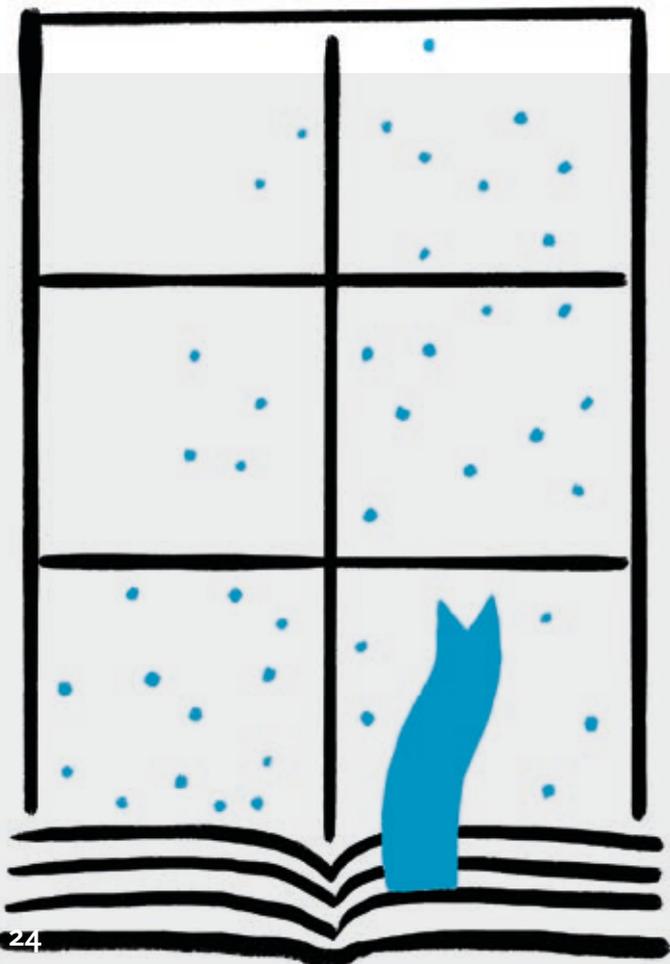
Archive geben. Wir brauchen also Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die sagen: „Halt! Was bist Du für ein digitales Objekt? Bist Du relevant, im Zweifel für die Ewigkeit?“ – und die dann entscheiden: „Du kommst hier rein. Wir kümmern uns um Dich, sorgen für eine Langzeitarchivierung, garantieren Dir eine stabile Adresse, ein standardisiertes Format und all dies.“ Oder die eben sagen: „Du kommst hier nicht rein, wir vergessen und löschen Dich.“ Dafür brauchen wir hochspezialisiertes Personal, das wir derzeit einfach nicht haben und dessen Notwendigkeit im Übrigen noch nicht überall wirklich angekommen zu sein scheint.

Christians: Und wir diskutieren dies vor dem Hintergrund, dass es in den vergleichbaren Debatten häufig heißt: „Humanities is a field which does not grow.“ Will sagen: Hinter den Kulissen tobt ein ganz harter Ressourcenkampf. Wenn wir jetzt aber aufzeigen und anmerken, dass wir noch einen oder mehrere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter fürs digitale Archiv bräuchten, wird das kaum umgesetzt werden. Personal ist teuer. Stattdessen werden (jährlich) einmalige Anschaffungen empfohlen, am besten von neuer Technik. Diese Anschaffungsrede ist scheinbar unkaputtbar, ist haushalterisch einfach und hat politisch einen enormen Stellenwert. Anschaffungen neuer Technik gelten irgendwie immer als „fortschrittlich“. (Aber in welche Richtung marschiert der? Mit welchem Horizont? Da wäre der Geisteswissenschaftler möglicherweise wieder gefragt.) Ich finde das, also diesen Köhlerglauben an reine Anschaffungsfortschritte in Schule und Universität, ziemlich problematisch und geistlos. Wir sollten wirklich hart darüber diskutieren, was wir an den Schulen und Unis brauchen, warum und in welcher Form wir das brauchen.

Sind die Digital Humanities die Zukunft der Geisteswissenschaften? Oder werden beide nebeneinander existieren?

Trilcke: Ich bin der Überzeugung, dass unsere Kultur reicher wird. Die Datafizierung ist da, unsere Erkenntnisgegenstände werden digital, neue Methoden, neue Formate und Kanäle der Distribution und Kommunikation entwickeln sich; aber der Buchdrucker bei mir um die Ecke stellt weiterhin wunderschöne materielle Objekte her – ein Buchkunstwerk kann ein Ebook ebenso wenig ersetzen wie das Digitalisat eine Handschrift von Theodor Fontane.

Christians: Ich würde schon sagen, dass die Bücher aus den institutionellen Zusammenhängen des Lernens und Lehrens verschwunden sind. Es werden mehr Bücher produziert als je zuvor, aber de facto spielen sie in der Lehre von Universitäten und Schule gar keine Rolle mehr. Und diese Beobachtung ist nicht ganz unerheb-





lich. Das hat Konsequenzen für die Leserinnen und Leser dieser riesigen Buchmenge und für die Buchmenge selbst, die da draußen weiter produziert wird.

Trilcke: Das ist ein Punkt. Für mich stellt sich die Frage, was daraus folgt. Müssen wir an der Universität das Buch bewahren? Vermutlich eher nicht: Der Buchmarkt funktioniert auch gut ohne uns. Aber wir sollten dann doch das Buch als ästhetisches Artefakt achten. Zugleich aber müssen wir das Digitale bedenken. Das ist viel. Aber irgendwie müssen wir das als Philosophische Fakultät – als Humanities und als Digital Humanities – bewältigen. Wir müssen uns auf neue Objekte, Methoden und Umwelten einstellen, und dabei das Alte achten: „Alles Alte, soweit es Anspruch darauf hat, sollen wir lieben, aber für das Neue sollen wir recht eigentlich leben“, sagt Melusine in Fontanes letztem Roman „Der Stechlin“, wobei es eben auch um das geht, was wir „lieben“ sollen: Wenn man denkt, die Digital Humanities würden die Geisteswissenschaften einfach ersetzen, verabschiedet man sich vom Kern dessen, was die Geisteswissenschaften in den letzten Jahrhunderten ausgemacht hat. Die Digital Humanities dürfen das nicht vergessen.

Christians: Das klingt mir noch zu idyllisch und nicht konfrontativ genug. Ich glaube, es wird weiterhin darum gehen, wo gesellschaftliche Eliten produziert werden. In dieser Auseinandersetzung wird das Coding eine Schlüsselqualifikation zukünftiger Eliten sein. Fächer, in denen das nicht gelehrt oder angewendet wird, in denen das keine Rolle spielt, werden das Nachsehen haben. Insofern bin ich der Meinung, dass die Digital Humanities die klassischen Geisteswissenschaften verdrängen werden. Für alle ist selten in der ersten Reihe Platz. Sie werden dann noch einmal anders heißen, aber es werden ganz andere Praktiken im Umgang mit kulturellen Artefakten im Mittelpunkt stehen, die die alten Routinen verdrängen. Da bin ich mir relativ sicher. Ich glaube an das Buch als historische Referenzgröße für das Beobachten-Können von Kultur. Denn alles kulturelle Beobachten ist Vergleichen (-Können). Aber als Lehr- oder Heilmittel für die Problemlagen, die

wir hier angesprochen haben, ist das Buch Geschichte. Es wird zur Unterhaltung weiter gelesen. Es hat auch technisch einen Riesenvorteil – es braucht keinen Strom. Die Sonne kann stehen, wie sie will, ein Buch kann man immer lesen, wenn man es denn lesen kann. Ich beobachte, dass meine Studierenden ihre Bücher vor Umzügen wegwerfen und in Kartons an die Straße stellen, weil sie damit nicht umziehen wollen. Das finde ich total interessant. Früher konnte man gar nicht schlafen, wenn bestimmte Bücher nicht griffbereit lagen. Da waren lauter Zettel und Kritzeleien drin und man besaß wichtige Bücher in besonderen Ausgaben. Das ist vorbei. Das Buch als Begleiter, als Bezugspunkt einer Biografie, als Trost spendendes Kultobjekt oder als Weisheitswürfel usw. ist weg. Es hält jetzt robust Gelegenheitslesestoff bereit. Das ist ja auch okay. Damit hat es einen anderen gesellschaftlichen Ort bekommen. Und an den Orten, über die wir reden, die Universität und die Schule, muss man an das Buch erinnern, sonst ist es bald ganz weg, würde ich sagen.

Was ist der Preis? Der könnte doch hoch sein. Bücher, also eigentlich Texte, linear verfasste, begrenzte und stabile Textmengen, bieten besondere Möglichkeiten, mit Simultaneität umzugehen. In einem Text wird sozusagen eine unendliche Menge von Eindrücken oder Eigenschaften in eine irgendwie begründete oder nachvollziehbare Abfolge und Konstellation gebracht. Das hat einen beruhigenden Effekt. Man kann das nachvollziehen, sich daran reiben oder es übernehmen, (ganz wichtig: es genauso wiederfinden), sich damit identifizieren oder sich darüber aufregen – aber man nimmt sich die Zeit, genau diese Auseinandersetzung zu führen. Datenbanken z. B. sehen das nicht vor. Filmchen nehmen uns die wichtigste Arbeit zum Teil ab: die eigene Vorstellung. Wir wissen noch gar nicht, wie Persönlichkeitsbildung in Zeiten der Digitalisierung und in Auseinandersetzung mit riesigen Datenmengen funktioniert. Vielleicht werden wir diesen Begriff der Persönlichkeit auch verabschieden. Ich bin sehr gespannt, ob ein neuer Begriff an seine Stelle tritt ...

DIE FRAGEN STELLTE MATTHIAS ZIMMERMANN.